

DIASPORA HEUTE

Im Januarheft dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift wurde in dem Beitrag „Um die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland“ ganz allgemein auf die große religiöse Not hingewiesen, in der die heimatvertriebenen Flüchtlinge zumal in der Diaspora des deutschen Ostens leben. Das dort Gesagte wird hier durch einige Originalberichte von Diasporaseelsorgern ergänzt, die uns von kirchlicher Seite zur Verfügung gestellt wurden.

Aus Thüringen: „Die einzige Kirche des ganzen Gebietes in N., die viel zu klein ist, ist ein ehemaliger zur Kirche ausgebauter Fabrikraum. In vier Ortschaften sind Wohnungen zu kleinen Kapellen ausgebaut, jedoch müssen auch an diesen Orten wie an allen übrigen Stationen die Sonntagsmessen in den evangelischen Kirchen gehalten werden. Viele Gläubige können wegen zu weiter Entfernung sonntags nicht zur hl. Messe kommen, obwohl wir sehr viele Außenstationen eingerichtet haben. Ebenso sind noch sehr viele Kinder ohne Religionsunterricht. Der Priesterangel macht sich in unserem Gebiet wie in ganz Thüringen aufs schmerzlichsame bemerkbar. Selbst wenn jeder Priester sonntags 5 Messen hält, ist es unmöglich, allen zur Sonntagsmesse zu verhelfen. Die Verkehrsverhältnisse sind sehr schlecht. Wir wissen bald nicht mehr wegen des mangelhaften Schuhwerks und wegen Altersschwäche des einzigen Fahrrades, wie wir die Außenstationen versorgen sollen. Die Gottesdienststation X. z. B. liegt 13 km von der Pfarrkirche entfernt.“

Aus Sachsen: „Mein Seelsorgsbezirk erstreckt sich auf 21 Gemeinden und ein Krankenhaus. Meine Seelsorgskinder — ungefähr 2.000 — sind zu 99 % Flüchtlinge aus allen Teilen der Welt... Zu meiner Freude kann ich Ihnen berichten, daß der Großteil von ihnen im religiösen Leben gut mitmacht. Ein gewisser Prozentsatz steht leider abseits und nimmt eine resignierte Haltung ein. An der Erstkommunionfeier, die Ende Juni stattfinden wird, nehmen 61 Kinder teil. Im Jahre 1945 waren es nur 5, voriges Jahr waren es 20... Was das religiöse Leben der Einzelnen erschwert und bedroht, sind die Diasporaverhältnisse. Das wirkt sich besonders sehr nachteilig für die Jugend aus. Es könnte manches noch gettet werden, wenn die religiöse Betreuung eine intensivere sein könnte. Leider kann in den Gemeinden nur alle 3 Monate Gottesdienst gehalten werden. An Sonntagen halte

ich in der Regel 4—5 Gottesdienste an 4—5 verschiedenen Orten. Die Entfernung in die entlegenste Gemeinde beträgt 18 km, so daß ich sonntags mit dem Rad zu den einzelnen Gottesdienststellen eine Wegstrecke von ungefähr 40—50 km zurücklegen muß. Bei ungünstiger Witterung und besonders im Winter sind die Strapazen groß. Zu allem kommt es nicht selten vor, daß man wegen Radpanne das Rad schieben muß. An Wochentagen bin ich an 4 Tagen unterwegs in die verstreuten Schulen, um den katholischen Kindern den Religionsunterricht zu erteilen. Bei diesem Arbeitspensum vergeht die Zeit unheimlich schnell. Wenn auch die Anstrengungen manchmal recht groß sind, so gibt es doch neben manchen Enttäuschungen auch kostbare Seelsorgsfreuden. Und wenn der liebe Herrgott feste Gesundheit, Segen und Gnade schenkt, dann geht doch alles...“

Aus Brandenburg: „Hier zeigt sich auch die ganze Not und die große Armseligkeit einer Diasporastelle. Man lernt das tiefe Leid der Diaspora kennen. Weit und breit keine katholische Kirche, keine regelmäßigen Gottesdienste, keine Segensandachten, keine Aveglocken, keine Paramente, kein trauriger Tabernakel. Die Gottesdienste können nur in den evangelischen Kirchen abgehalten werden, die uns bereitwilligst zur Verfügung gestellt werden; denn der Pastor und der evangelische Kirchenrat sind überaus freundlich und zuvorkommend. Von sich aus hatte der Pastor uns im harten Winter sogar den Pfarrsaal angeboten, weil in der durch den Krieg arg mitgenommenen Kirche die Abhaltung eines Gottesdienstes schwer möglich war. Das ist wenigstens ein Trost und eine Freude in allem Leid. An Paramenten haben wir nur das Allernotwendigste, in N. ein ganz altes rotes Meßgewand, das ich daheim niemals angelegt hätte. Hier muß es zu den höchsten Festtagen herhalten. Da gibt es keinen Unterschied zwischen dem Aschermittwoch und dem hohen Pfingstsonntage, äußerlich gesehen. Zum hl. Meßopfer konnten wir bisher an Sonn- und Feiertagen wenigstens noch eine Kerze brennen, an Wochentagen meistens keine. Aber das Licht der Gnade leuchtet überall gleich hell und strahlend und gleicht alles aus. So sind wir überglücklich, wenn wir hier im doppelt fremden Land das hl. Meßopfer feiern können... Die Kirch- und Seelsorgswege muß ich alle zu Fuß erledigen. Eine Fahrgelegenheit kann nicht geboten werden; ein Rad steht nicht zur Verfügung... Aber zu Fuß schaffe ich alle Wege und schaffe es auch im bitter-

bösen, harten und langen Winter trotz grimmgigster Kälte, eisigen, scharfen Winden und gewaltigen Stürmen und Schneeverwehungen. Die Wege gehe ich sehr gerne und habe sie lieb gewonnen, wie schwierig sie auch manchmal werden können . . .“

Aus Pommern: „ . . . Unsere Lage ist wirklich schwer, da wir besonders hier oben in Pommern in einem fast hundertprozentig protestantischen Gebiet auf weitestem Raum verstreut leben müssen und unseren Glauben unseren Gläubigen erhalten müssen. Ich will Ihnen einen kleinen Begriff machen, unter welchen Umständen wir hier arbeiten.

M. liegt in der Bahnlinie B.—C. Es gehört zum Kreis G., der auf über 900 qkm über 40.000 Einwohner, davon etwas über 1.000 Katholiken zählte. Durch den Flüchtlingszustrom ist die Zahl auf ca. 10.000 angewachsen (genau ist die Zahl noch nicht ermittelt). Zu ihrer Betreuung sind wir ganze 2 Priester, noch dazu ich ohne Rad. Der Pfarrer von D. besorgt den südlichen Teil des Kreises, ich den nördlichen. Entfernungen von über 20 km zu Fuß zurückzulegen, ist heute bei der schwierigen Ernährungslage eine physische Leistung, die wohl ein Jahr, aber kaum länger durchzuhalten ist. Dazu kommt das schreckliche, für mich ungewohnte Seeklima und die schlechten Landwege, die zur Zeit des Regens einem Morast, in Zeiten der Trockenheit einer Sandwüste gleichen. Nun sind unsere Flüchtlinge auf ungefähr 150 Ortschaften im Kreise verteilt, und jeder erhebt Anspruch auf Betreuung von seiten der Seelsorger und auch mit Recht. Es wären dringend wenigstens noch 2—3 Geistliche nötig, um von einer halbwegs geordneten Seelsorge sprechen zu können. Die Bekleidung und das Schuhwerk sind schon derart mitgenommen, daß bei Regenwetter die Versorgung der auswärtigen Stellen beinahe unmöglich wird . . . Die hl. Messe zelebriere ich wochentags in einem Zimmer, da mir wegen der Überfüllung mit Flüchtlingen kein anderer Raum zur Verfügung steht. An den Sonntagen steht mir die evangelische Kirche zur Verfügung. Die bei unseren Sudetendeutschen so beliebte Maiandacht konnte ich in der Woche nur zweimal halten, weil mir die Kirche nicht öfter überlassen wurde. Da ich hier nicht nur Sudetendeutsche, sondern auch Katholiken aus Danzig, West- und Ostpreußen betreue und alle mit verschiedenen Liedern und Texten dazu kommen, ist es notwendig geworden, Texte auf der Schreibmaschine zu vervielfältigen, wozu ich wieder zu wenig Papier habe.

Der Religionsunterricht kann zwar nach der Landesverfassung in Ermangelung eines anderen Raumes im Schulhaus gegeben werden, jedoch praktisch ist es nicht der Fall. Ich selbst habe nach vielen Bemühungen eine Schulklasse zur Verfügung bekommen, aber die Freude dauerte nur drei Wochen. So erteile ich Religionsunterricht für 4 Dörfer im evangelischen Pfarrhaus und in zwei anderen in Umsiedlerwohnungen, die natürlich zu klein sind. Auch hier fehlen vollständig Bücher oder wenigstens Papier, um die Kinder das Wichtigste anmerken zu lassen. Durch die weiten Wege können die Kinder freilich auch nur bei gutem Wetter kommen, und ein geordneter Religionsunterricht wie in der Heimat kann nicht stattfinden. Vier Fünftel der Kinder des Kreises entbehren überhaupt des Religionsunterrichtes. Bei der allgemeinen Sonntagsentheiligung und bei der praktisch heidnischen Lebensweise vieler Pommern ist zu befürchten, daß auch unsere Katholiken, soweit sie noch aus der Heimat Glaubensfreudigkeit mitbrachten, mit der Zeit sich akklimatisieren und ihre Christenpflichten nicht mehr erfüllen. Katholiken, die in der Heimat die Kirche vor der Nase hatten, müssen vier und noch mehr Stunden gehen, um zum Gottesdienst kommen zu können. Wenn nicht mehr Priester hierherkommen, gibt es ein düsteres Bild für die Zukunft . . .“

Wie schwer die Arbeit in der Vereinigung dem einzelnen werden kann, geht aus einem Brief aus Sachsen hervor, in dem es gelegentlich heißt: „Wie schwierig, mühsam und anstrengend diese Arbeit ist, davon hat man wenig Vorstellung, wenn man nicht darin steht. Wo sollen wir, wenn wir hier herumreisen zu den auseinanderliegenden Stationen, schlafen, wo zu Nacht essen? Züge fahren hier nur ganz früh und spät am Abend, meist kommt man wegen der Überfüllung nicht mit . . . Ich habe keine Wirtin, muß mir jede Kleinigkeit allein besorgen und zubereiten . . . Immer und immer Not zu sehen und nicht helfen können!“ Ein anderer erwähnt, daß ihm alle Bücher fehlen. „Man hat ja nicht einmal einen soliden Bibelkommentar für das Sonntagsevangelium oder die Episteln, geschweige denn sonstige religiös-wissenschaftliche Literatur.“ Alle bitten herzlich um das Überlassen kirchlicher Gewänder, die nicht allzu schäbig und abgetragen sind, damit die Flüchtlinge in ihrer Armut und in den oft recht armen protestantischen Dorfkirchen wenigstens beim Sonntagsgottesdienst ein Feiertagsgewand

sehen. Doch im großen und ganzen klagen die Flüchtlingsseelsorger nicht, im Gegenteil. Einer schreibt sogar: „Unwillkürlich muß ich immer schmunzeln, sooft ich lese, als ob wir hier so etwas Besonderes zu leisten hätten oder besonders trostbedürftig wären. Keines von beiden empfinde ich... Wir tun die Arbeit, so gut wir können. Sooft wir einander treffen, sind wir wie Brüder ‚frohgemut‘“.

Wir schließen diese Diasporabilder mit einem Bericht aus B.: „Ich habe nun zur Genüge erfahren, wie schwer und mühsam und nervenzerrüttend die Seelsorge in der Diaspora ist, wie man hinter jedem einzelnen her sein muß, wie schwer es ist, Vereinsamung und Alleinsein zu ertragen. Andererseits ist mir aber auch aufgegangen, wie bitter notwendig diese Arbeit ist und wieviel Schönheiten und kleine Freuden unseres Priestertums sie in sich schließt. Mein ganzes Gebiet, mit einer Stadt von rund 15.000 Einwohnern, unter denen etwa 850 Katholiken sind, und dazu etwa 30 Dörfer, in denen überall so etwa 10—100 Katholiken

verstreut wohnen, ist nun mit einer neuen Flüchtlingschicht von Schlesiern überlagert. Woche um Woche bin ich nun bei Hitze und Kälte, bei Sonnenschein und Regen unterwegs, um auf den einzelnen Stationen Gottesdienst und Unterricht zu halten. Man steht so recht mitten im Segensstrom der Sakramente. Die Arbeit wächst, je länger man da ist, ins Ungemessene. Alle Voraussetzungen fehlen, die in einer normalen Pfarrei da sind. Trotzdem konnten wir Weihnachten die Mitternachtsmesse und eine schöne Weihnachtsfeier in einem Gasthaus halten, die Karwochenzeremonien und eine Osterprozession in der schönen gotischen Kirche aus dem Jahre 1298, die jetzt evangelisch ist. Für die Fronleichnamsprozession hatten sich die 30 Mädchen die weißen Kleider zum größten Teil von den Protestanten geborgt. Wenn Neue ankommen, bringe ich ihnen vor allem das eine nahe: ‚Die Kirche unsere Heimat‘ und ‚Einer trage des andern Last‘. So wächst allmählich ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das den Menschen in ihrer Armut und Heimatlosigkeit Halt und Trost gibt.“

Besprechungen

SCHULD UND VERANTWORTUNG. Von DDr. Werner Schöllgen. (88 S.) Düsseldorf 1947, Bastionverlag. M 1.40.

Das Büchlein ist herausgewachsen aus einem Arbeitskreis und verfolgt die Absicht, über die schwierigen Fragen von Schuld und Verantwortung, besonders der sogenannten Kollektivschuld, zu eigenem Denken anzuregen. Es soll Ehre und Gewissen befriedigt und zugleich ein Weg zur Verständigung unter den Völkern angebahnt werden. Nach dem Hinweis auf die Vieldeutigkeit der Begriffe Schuld und Verantwortung, wobei das treffende Beispiel vom Konkurs zur Erläuterung herangezogen wird, erfolgt in zwölf kleineren Abschnitten die stufenweise Klärung des Titelproblems im Sinne der katholischen Moraltheologie und, wie mit Recht betont wird, des natürlichen Sittengesetzes. Das Bestreben des Autors war es, in anschaulichen Bildern und Hinweisen auf Gegenwartsfragen die zunächst fremd anmutende Gedankenwelt des Moraltheologen auch Laien verständlich zu machen. Die inhaltliche Lösung oder Lösungsrichtung liegt in den moraltheologischen Grundsätzen, besonders über die Mitwirkung an fremder Schuld und in der Würdigung der vielfachen sozialen Gebundenheit des einzelnen. Die

abschließenden Bemerkungen über geschichtliche Schuld und den Begriff der Kollektivschuld im Lichte der Soziologie weisen auf allgemeinere Zusammenhänge hin, die zwar nicht das eigentliche Problem der Kollektivschuld im populären Sinn lösen, aber doch über ihren geistigen Hintergrund Licht verbreiten. Das Naturrecht im Sinn der Scholastik und der päpstlichen Sozialrundschriften ist nicht bloß eine Idee, sondern in manchen seiner Teile ganz individuell bestimmt. J. Schuster S. J.

HEILIGKEIT UND GESUNDHEIT. Ein Vortrag. Von Josef Goldbrunner. (61 S.) Freiburg 1946, Herder.

Immer wieder wird auf Zusammenhänge hingewiesen werden können, die sittlich-religiöses Streben in Wechselwirkung mit der seelisch-leiblichen Gesundheit stehend erweisen. Wenn der Satz zu Recht besteht, daß die Psychologie der Neurosen die Psychologie des menschlichen Herzens ist, dann müssen die Unzuträglichkeiten des religiös-sittlichen Lebens schon ihre Bedeutung haben für das Wohlergehen von Leib und Seele.

Goldbrunner erörtert zunächst die Frage des *Leibes* im Heiligkeitsstreben und stellt die Forderung nach einer „Synthese“ im